

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten**

**Klöden, Karl Friedrich von**

**Berlin, 1890**

Neunundzwanzigstes Kapitel.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680**

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

Herzog Swantibor war kein junger Mann; aber er besaß noch alle Spannkraft des Geistes, welche seine Stellung erforderte. Unglücklicherweise war der Geist der Zeit nur zu sehr geneigt, jede Autorität abzuschütteln und der ungleich verteilten Rechte sich als eines Gemeingutes zu bemächtigen. Wie es mit der päpstlichen Autorität stand, haben wir gesehen, wie sehr die Macht des römischen Königs gebrochen war durch Widersetzlichkeit und Anmaßung, ist erzählt worden; ein Kaiser fehlte. In allen Seestädten hatten die Bürger ihre Magistrate abgesetzt und neue Statuten geschmiedet, und ihr verführerisches Beispiel hatte gar viele Binnenstädte zur Nachfolge gereizt. Wie hätten nicht in der Mark, die schlechter als irgend ein Land regiert wurde und wo das landesherrliche Ansehen so viel als nichts bedeutete, der Adel und die Städte jede Hemmung ihres Eigenwillens als einen Eingriff in ihre vermeinten Rechte betrachten und sich dagegen auflehnen sollen? So gab es denn auch nirgend so viele Fehden als in diesem Lande, nirgend trieben sich so viele Räuberbanden umher, welche in den ewigen Unruhen gerade das trübe Wasser fanden, in welchem sich fischen ließ. Die Heer- und Landstraßen waren dadurch so unsicher geworden, daß man sich kaum aus den Städten wagen durfte, und es war in ganz Deutschland bekannt, daß es um so unsicherer zu reisen sei, je mehr man sich der Mark Brandenburg näherte, ja daß man allenfalls ungeplündert durch ganz Deutschland kommen könne, nur nicht durch diesen Erdstrich\*), und diese Klage hat noch lange nachher fortgedauert, denn wenn der Zustand der Dinge erst einen solchen Grad von Verderben erreicht hat, müssen Geschlechter wegsterben, ehe es besser wird.

Dem Herzog Swantibor wollte es in der Mark nicht gelingen, den unruhigen, eigenmächtigen Geist zu dämpfen und nur mit Mühe behauptete er sein Ansehen. Die Duitzows und ihre Freunde legten ihm Hindernisse in den Weg, wo sie konnten; Herzog Swantibor konnte es

\*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

Dietrich nicht vergessen, daß er, anfangs mit ihm im Bunde, nachher das Schwert gegen ihn kehrte, als er seinen Vorteil dabei sah und ihn nötigte, die Mark zu verlassen. Wie denn eine Freundschaft, wenn sie sich in Feindschaft verkehrt größeren Haß gebiert, als wenn vorher kein freundschaftliches Verhältnis stattgefunden hat, so war es auch hier. Dazu kam, daß Swantibor eine Stelle einnahm, auf welche vielleicht Dietrich von Quißow gerechnet hatte, und dieser Umstand trug gewiß nicht dazu bei, die Spannung zu vermindern. Der große Anhang der Quißows teilte ihre Gefinnungen, und so scheint man ziemlich allgemein die Ernennung Swantibors ungern gesehen zu haben. Nur die Partei derer, welche gegen die Quißows waren, an deren Spitze der alte Wilkin von Bredow stand, scheint damit zufrieden gewesen zu sein.

Hatte Sobst bei dem ganzen mächtigen Anhang der Quißows es auf der einen Seite verdorben, so hatte er es auf der andern dadurch wieder gut gemacht, daß er den Kaspar Gans Edlen von Putliz für die Priegnitz und Altmark berufen. Zwar war auch er ein Ausländer, aber durch seine märkischen Lehne in Wittenberge und Lenzen und durch sein Erbmarschallamt der Mark konnte er als Einheimischer betrachtet werden. Dazu kam nun noch seine innige Befreundung mit den Quißows, welche ihm zugleich ihren ganzen Anhang gewann, aber ihn freilich auch zugleich ihren Gegnern gegenüber stellte. Kein Wunder, wenn diese seine Stellung mit großer Besorgnis betrachteten und sich alles mögliche Böse von ihm versprachen. Er zog übrigens als Landeshauptmann der Altmark mit seiner Familie nach Tangermünde und nahm seinen Sitz auf dem dortigen Schlosse.

Es war leicht möglich, daß Kaspar Gans von Putliz durch sein neues Verhältnis bewogen werden konnte, sich mit seiner Herrschaft, wie er es früher schon gewollt hatte, zur Mark zu setzen. Diesem wünschte Albrecht, König von Schweden, gern zuvor zu kommen. Er wußte den Putliz zu bewegen, ihm ein neues Anerkenntnis seiner Lehnsoberrlichkeit über die Herrschaft Putliz auszustellen; dies Anerkenntnis, ausgedehnt auf alle Erben und Nachkommen bis in ewige Zeiten, wurde am 27. Dezember 1409 zu Schwerin sowohl von Kaspar als auch von der Stadt vor der gehörigen Zahl von Zeugen ausgestellt, so daß demnach in diesem Verhältnis bis jetzt noch nichts geändert war\*).

Im Anfang des Jahres 1410 entsagte Johann von Quißow der Stadt Rauen, auf welche er schon lange nicht gut zu sprechen war. Bei jeder Nennung ihres Namens erinnerte er sich daran, daß der Herzog von Mecklenburg damals bei seinem Streifzug nach Tremmen aus Rauen hervorbrach und ihn überrascht hatte. Die Stadt Rauen

\*) Lenz, brandenb. Urkunden S. 518. 521.

lag am Südrande des großen havelländischen Luches in einer sehr fruchtbaren Gegend auf trefflichem Boden. Sie hatte keine Burg, wohl aber befand sich eine solche in dem eine halbe Meile davon befindlichen Dorf Markee, wahrscheinlich war sie aber nur klein\*). Das Patronatrecht über Rauen stand der Kathedrale von Brandenburg mit allen Rechten zu. Übrigens war das Städtchen nicht ganz unbedeutend, mit Wall und Mauern umgeben und in der Weise jener Zeit gut befestigt. Die St. Jakobikirche galt als ein ziemlich ansehnliches Gebäude. Vor dem Dammthore lag ein St. Georgen-Hospital. Ackerbau und Viehzucht hat von je an den Haupterwerbzweig der Einwohner ausgemacht, wozu die günstige Lage in dem fettesten Teil des Havellandes die natürlichste Anregung gab.

Die Veranlassung des Zwistes der Stadt mit Johann von Quitzow ist unbekannt. Mag die Ursache gewesen sein, welche sie wolle; Johann hatte der Stadt abgesagt und die Feindseligkeiten begannen. Sie fingen wie gewöhnlich mit dem Wegnehmen des Viehes und mit Plünderung der vor der Stadt belegenen Besitzungen an.

Die Bürger kamen darüber in große Not. Einem so mächtigen Gegner, wie Johann, waren sie nicht gewachsen und sie fürchteten nicht mit Unrecht den Verderb ihrer Stadt. Sie wandten sich deshalb an Dietrich von Quitzow auf Friesack, klagten dem ihre Not, legten ihm die Streitpunkte vor und baten ihn um Schutz. Dietrich gab eine ausweichende Antwort und wollte sich die Sache erst weiter überlegen. Deshalb beschied er die Bürger nach einigen Tagen wieder zu sich. Unterdessen aber meldete er seinem Bruder, was die Rauenener von ihm beehrten und ließ ihn wissen, daß er nicht gern eine solche nachgesuchte Schutzherrlichkeit von der Hand weisen möchte, da sie jedenfalls zur Vermehrung der Macht und des Ansehens beitrage und außerdem eine Stadt verpflichte, die man vielleicht künftig in anderer Hinsicht gebrauchen könne. Doch wünsche er allerdings nicht, ihm, seinem Bruder, feindlich gegenüber zu stehen und es würde daher gut sein, wenn sie in Übereinstimmung handelten, aber in Hinsicht auf ihre Feinde und Gegner würde es nicht schaden, wenn es das Ansehen gewönne, als seien sie uneins und könnten auch gegen einander feindlich handeln. — Johann erwiderte, er sei ganz seiner Meinung; er solle die Sache nicht von der Hand weisen, und er würde gar nichts dagegen haben, wenn er ihn wirklich mit Rauen ausöhnte und so lange sich stellte, als wolle er die Stadt gegen ihn beschützen. Aber es verstände sich von selbst, daß der Friede durch ihn nicht vermittelt werden könnte, ohne beiden Teilen auf Kosten der Stadt Vorteil zu gewähren.

\*) Niedel, die Mark Brandenburg II. I. S. 352. 359.

Hierauf sagte Dietrich der Stadt Rauen seinen Schutz zu und zog mit seinen Leuten heran. Die Sache gewann ein drohendes Ansehen, und man war sehr gespannt, welche eine Wendung die Fehde der beiden Brüder nehmen würde\*). Besonders aber waren die Rauerer erfreut über das Mittel, das sie ergriffen hatten. Zwar mußten sie, daß sie Dietrichs Schutz bezahlen mußten; aber es ließ sich hoffen, daß sie dabei immer noch wohlfeiler weglämen, als wenn Johann die Stadt eroberte und daß dies jetzt nicht geschehen würde, ließ sich voraussehen. Außerdem aber freuten sie sich, die beiden Brüder gegen einander bewaffnet zu haben. Ihre Einigkeit hatte ihnen bis jetzt ein ungeheures Übergewicht gegeben und machte sie wahrhaft fürchtbar. Getrennt konnten sie weniger schaden, und wenn sie gar die Waffen gegen einander kehrten, so rieben sich die so gefürchteten Kräfte aneinander auf, schwächten sich und konnten nach außen wenig oder nichts wirken. Hätte ihre brüderliche Freundschaft erst einen Riß bekommen, so ging der weiter, und es war gar nicht zu berechnen, wie viel Unheil dadurch von der Mark abgewendet wurde. Viele betrachteten daher den Schritt, den die Rauerer gethan hatten, als einen Meisterstreich und beneideten sie darum. In großer Spannung wartete man, was weiter geschehen würde.

Nur der alte Wilkin von Bredow, der zu Markau, eine halbe Meile südlich von Rauen wohnte, hegte darüber andere Ansichten. Er hatte kaum erfahren, was die Rauerer gethan, als er sich aufmachte und nach Rauen ritt. Wie seid ihr auf diesen unglücklichen Einfall gekommen? sprach er zu den Ratmannen. Wie habt ihr nur glauben können, Dietrich würde für euren Vorteil mehr thun, als für den seines Bruders? Suretwillen soll er sich mit ihm schlagen? O ihr Thoren, das nur wähen zu können! Der Stis ist in den Hühnerstall eingebrochen und ihr habt den Fuchs zu Hülfe gerufen. Nun werden die Hühner von beiden gerupft. Jetzt bleibt freilich nichts übrig, als dem Dietrich eure Schwäche so sehr wie möglich zu verbergen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und Dietrich, sobald als thunlich, wieder aus der Stadt zu schaffen. Laßt euch das gesagt sein und folgt meinem Rate, damit es nicht noch schlimmer werde.

Am Nachmittage rückte Dietrich ein. Noch an demselben Tage erfuhr er Wilkins im Rate vorgetragene Meinungen und Ratschläge vollständig, denn es giebt überall und zu allen Zeiten Leute, die nichts auf dem Herzen behalten können und mit dem, was geheim bleiben soll, prunken. Dietrich erbot sich heftig über Wilkin, und sein Haß gegen ihn wurde durch diese Äußerungen und die klar zu Tage liegende

\*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. hat diese Fehde nur in ein paar Zeilen angedeutet.

Durchschauung seiner, nämlich des Dietrichs, Pläne bis auf den höchsten Gipfel gesteigert. Mußte er nicht fürchten, daß sie noch öfter von Wilkin durchkreuzt werden könnten um so mehr als er sah, daß Wilkin ihn zu jedem möglichen Bösen fähig hielt? Er nahm sich vor, gleich nach Beendigung der Sache gegen ihn aufzutreten und ihn wo möglich aus der Mark zu schaffen.

Allein jene Plauderei hatte doch das Gute, daß sie ihn behutsamer machte. Er wußte, daß sein Plan durchschaut und den Rauenern verraten war. Er gab ihn darum auf und vermittelte den Frieden mit Johann in ehrlicher Weise ohne eine hinterlistige Absicht und auf eine Art, daß die Stadt wohl damit zufrieden sein konnte, denn sie zahlte an Johann nur eine mäßige Entschädigung. Er selber aber begnügte sich mit dem besprochenen Schutzgelde und zog unter den Dankbezeugungen der Stadt ab. Die Ratmänner freuten sich ihrer so wohl gelungenen Maßregel und der alte Wilkin wußte nicht, was er denken sollte, denn den Zusammenhang der Sache kannte niemand. Er wunderte sich und grübelte viel, aber er fand keinen Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels. Mit rechten Dingen, sprach er, ist das nicht zugegangen, und ich kann meine Meinung von den Quikows noch nicht aufgeben. Wunderbar ist es jedoch, daß oft das Unwahrscheinlichste geschieht. —

Für den 25. Januar waren die Stände zu einem Landtage nach Berlin berufen. Dietrich und Johann von Quikow schickten ihre Leute von Rauen nach Hause und ritten am 23. früh von Rauen fort nach Berlin. Allein sie hatten es übel getroffen. Es war bereits sehr windiges Wetter, als sie ausritten. Als sie nach Bredow gekommen waren, wurde der Wind zum Sturm, der immer gräßlicher tobte und das ohnehin kalte Wetter sehr unfreundlich machte. Die Reisenden mit ihrem Gefolge hatten Mühe, sich auf den Pferden zu halten. Um so mehr eilten sie, den vor ihnen liegenden Wald, den Brieselang, zu erreichen, weil sie hier Überwind erwarten konnten. Dieser Wald, aus Laubholz bestehend, war auf fruchtbarem schönen Boden gelegen, im Sommer einer der angenehmsten in der Mark<sup>18)</sup>. Jetzt stand er kahl und entblättert da, nur hier und da grünte ein Wachholderstrauch als Unterholz zwischen den mächtigen Eichen- und Buchenstämmen, welche mit Rüstern, Eichen und Espen wechselten und zwischen welchen sich viele Haselgebüsche erhoben\*). Der Sturm sauste furchtbar in den nackten Zweigen des Waldes; die Gipfel bogen sich krachend von einer Seite zur andern und überall knackten zersplitternde Äste und lösten sich von den furchtbar geschüttelten Bäumen. Lange war ein Sturm nicht so heftig gewesen, und wengleich man im Walde gegen seine unmittelbare Wirkung ziem-

\*) Borgstede, Topographie der Mark S. 272.

lich gesichert war, so war man es doch nicht gegen die mittelbare, nämlich gegen die herabstürzenden Zweige und Zacken\*).

Eben brach dicht am Wege eine Rüste zusammen, daß der obere Teil des Baumes sich quer über den Weg legte, während er mit dem unteren noch zusammenhing und die Pferde entsetzt und scheu auf die Seite sprangen. Dietrich Schwalbe, der zufällig voraus ritt, wurde von einigen Zweigen des Gipfels getroffen und vom Pferde gerissen. Er raffte sich verdrießlich und fluchend empor, lief seinem Pferde nach und bestieg es wieder. — Du hast doch keinen Schaden genommen? fragte Dietrich.

Schwalbe. Nein Herr, es wird wohl mit einigen blauen Flecken abgehen. Aber alle Hagel! Da bricht schon wieder ein Baum und verlegt uns den Weg. So wollt' ich doch —

Er sprang vom Pferde und zog den schweren Zweig mit Hülfe eines andern Knechtes zur Seite. Was liegt denn da links? sprach er, da steigt ja Rauch auf und es sieht so ruffig aus. Aha! jetzt sehe ich, es ist ein Teerofen. Donnerwetter, man kann sich ja kaum auf den Beinen halten! — Taumelnd bestieg er sein Pferd.

Dietrich. Ich habe nicht übel Lust, auf den Teerofen zuzuhalten und ein paar Stunden dort zu verweilen. Vielleicht legt sich unterdessen der Sturm. Es reitet sich unbequem und gefährlich. Wenn wir auch heute nur Spandau erreichen. Nach Berlin kommen wir immer noch früh genug.

Man folgte seinem Rate und hatte den Teerofen gleich darauf vor sich. Ein elendes Gebäude mit einem Strohdach, das fast bis auf die Erde reichte, lag neben dem schwarzen Ofen, aus welchem überall der Rauch hervordrang. Jetzt steht auf dieser Stelle der sogenannte Sinkenkrug.

Neugierig steckte der Schweler sein beruftes Gesicht zu einem Loche des Ofens heraus und glogte mit großen dummen Augen die Reisenden an, ohne ein Wort zu sprechen. Diese nahmen von ihm keine Notiz, ritten die Pferde auf die gegen den Wind geschützte Seite des Hauses und traten durch die niedrige Thür desselben ein. Links vom Hausflur war statt eines Zimmers ein Stall für zwei Kühe. Dieser verwandelte sich nach hinten in einen Schweinestall, dessen Koben an der Hinterseite des Hauses lag. Dem Kuhstall gegenüber war die Wohnstube, in welche die Quizows mit zwei Knechten eintraten. Die übrigen blieben auf dem Flur.

Das niedrige Zimmer lag tief, etwas in die Erde gebaut, der

\*) Dresser, Sächsische Chronik S. 395. Schauplatz ungereimter Erzählungen II. I. S. 218.

Boden war mit Lehm beschlagen, der völlig schwarz aussah. Ein breiter Ofen von Ziegelsteinen erschien nicht minder schwarz und war oben an der Decke mit einem Gestelle für abzutrocknendes Holz und Wäsche versehen. Letztere bedeckte den größten Teil desselben, schien aber bloß aus Lumpen zu bestehen. Es herrschte eine dumpfe schwebende Hitze im Zimmer. Das kleine in der Höhe befindliche Fenster hatte Hornscheiben, die nur eine matte Dämmerung durchließen, an welche sich die Augen erst gewöhnen mußten, ehe sie etwas bemerken konnten. Ein Hund bellte die Eintretenden grimmig an und beschwichtigte sich erst nach einer Weile durch die Bemühungen eines kleinen Knaben. Nur ein schwaches Feuer im Kamin, in welchem ein Grapen hing, gab mitunter eine schwankende Beleuchtung. An der Seite des Ofens war oben am Gestelle ein Laken mit seinen vier Zipfeln so angebunden, daß die Mitte herunterhing. In dem Laken lag ein Kind und wurde von einer davor stehenden Frau pendelartig hin und her geschwenkt wie in einer Wiege, zu welchem Ende sie ihm jedesmal, wenn es auf sie zuflog, einen Stoß versetzte. Den einen Fuß stützte sie auf einen Schemel, mit der andern Hand hielt sie ein säugendes Kind an der Brust, denn sie hatte Zwillinge. Das geschaukelte Kind schrie gewaltig; sie suchte es durch das laute Kreischen eines Wiegenliedes zu übertönen und beide machten einen Höllenlärm. Ein dreijähriges Mädchen saß auf dem Boden, hatte den Lehm auf die natürlichste Weise erweicht und klatschte mit den Händen darin herum. In einem Winkel kniete ein fünfjähriger Knabe und kniff den dort liegenden großen Hund in den Schwanz, daß das Tier von Zeit zu Zeit heulende Schmerzenslaute ausstieß. Dabei herrschte eine Luft in dem Zimmer, als hätte seit zehn Jahren kein Wechsel derselben stattgefunden. Nicht weit vom Ofen lag ein krankes Schaf.

Die Frau nahm von den eintretenden Reisenden wenig Notiz und setzte ihre Arbeit wie ihren Gesang nach geringer Unterbrechung fort. Sie fragte nicht, was sie wollten, wahrscheinlich verließ sie sich darauf, daß sie es selber sagen würden. Die beiden Quizows sahen sich ungeschlüssig an, denn es war in dem Zimmer nur noch ein Schemel vorhanden und zum Sitzen weiter keine Gelegenheit als ein aus zwei ungehobelten Brettern zusammengeschlagener Tisch. Wir wollen ein paar Stunden hier verweilen, sprach Johann, bis der Sturm sich vielleicht gemäßiget hat. Habt ihr nicht noch einen Schemel zum Sitzen?

Das Weib that, als höre sie nicht und sang weiter, ohne eine Antwort zu geben. Es bleibt nichts übrig, als sich auf den Tisch zu setzen, sprach Dietrich, und beide nahmen darauf Platz.

Unterdessen donnerte der Sturm, daß man sein Brausen trotz des tollen Gelärmes in der Stube deutlich hören konnte. Das ist ein schlechter Aufenthalt, sagte Dietrich, lange halte ich's in dieser Mist-

pfütze nicht aus. Gott weiß, ob wir nicht aus dem Regen in die Traufe geraten sind!

Johann. Und doch sitzen die Leute den ganzen Tag, Winter und Sommer darin! Wie sie das nur aushalten?

Dietrich. Für dies Volk ist der Schmutz, was für den Fisch das Wasser ist. O Gott, nun fängt der Balg auf der Erde auch noch an zu schreien und zu weinen. Wahrhaftig, solch' eine Mutter zu sein, dazu gehört Lust! Ich möchte wohl wissen, ob wir noch weit bis Spandau haben?

Dietrich Schwalbe ließ sich das gesagt sein und ging auf die Frau zu. Sage mir Frau, sprach er, ist es noch weit bis Spandau?

Das Weib ließ sich nicht stören, sie kreischte weiter: Und wenn das Kind nicht schlafen will, dann kommt das Schwarze und beißt es. Da fuhr Schwalbe dazwischen und schrie: Hör' einmal auf mit deinem verdammten Gegröle und gib Bescheid, wenn du gefragt wirst!

Sie wandte sich seitwärts, sah ihn von oben bis unten an und sagte ruhig: Du wirst mich auch noch nicht fressen!

Dietrich Schwalbe. Na, da würde auch viel Appetit dazu gehören und viel Pfeffer. Aber antworte: Ist's noch weit bis Spandau?

Weib. Was weiß ich's!

Schwalbe. Du wirst doch wissen, ob man lange zu gehen hat?

Weib. Das weiß ich nicht.

Schwalbe. O je, über die Dummheit! Wie lange gehst du denn daran?

Weib. Ich gehe gar nicht dran.

Schwalbe. Mach mich nicht wild, oder du kriegst Schläge. Wie lange bist du daran gegangen?

Weib. Was willst du denn? Ich bin noch niemals in Spandau gewesen.

Schwalbe. Noch niemals? Und doch kann's nicht weit sein. Wo bist du denn her?

Weib. Ich bin gar nicht her, ich bin von hier.

Schwalbe. Hier geboren?

Weib. Ja. Mein Vater hatte schon den Teerofen.

Schwalbe. Und bist gar nicht von hier weggegangen?

Weib. O ja. Ich bin einmal bis Falkenhagen gegangen.

Schwalbe. Wie weit ist das?

Weib. Sie sagen eine halbe Meile.

Schwalbe. Sonst bist du nirgend wo hingekommen?

Weib. Was soll ich denn anderwärts? Mein Vater sagte, die Weiber haben in der Welt nichts herumzulaufen.

Schwalbe. Hat recht gehabt der Vater, und wirst nicht verraten, wie die Welt aussieht. Ich werde mal den Schweler fragen.

Er ging hinaus und kam nach einer Weile wieder. Es sind noch anderthalb Meilen, sprach er, und es dünkt mich, als ob der Sturm nicht mehr ganz so heftig ist wie früher. Ist's euch recht, so seht einmal selber hinaus, denn ihr scheint hier nicht auf die angenehmste Weise zu sitzen.

Das weiß Gott, sprach Johann. Aber in demselben Augenblick brach er und Dietrich mit dem Tisch unter großem Geprassel zusammen. Der Hund fuhr bellend in die Höhe und auf die Duitzows zu, die sich rasch emporrafften.

Da haben wir's, sprach Johann, nun mögen wir wollen oder nicht, wir müssen fort, denn wir können nicht mehr sitzen.

Sie warfen dem Weibe ein Geldstück zu und gingen hinaus. Obgleich der Sturm noch heftig tobte und es im Walde knickte und knackte, so bestiegen sie doch ihre Pferde und ritten davon. Auch ging es in der That ein wenig besser. Bei Falkenhagen verließen sie den Briefelang und sahen in der Ferne Spandau liegen.

Nicht ohne Anstrengung erreichten sie endlich die Stadt. Feste Mauern, starke Wälle und breite Gräben, welche Dietrich bereits erprobt hatte, umgaben sie. Durch das Heidethor zogen sie ein und verfügten sich in eine am Markt gelegene Herberge, wo sie sich zuerst von den angreifenden Beschwerden des Tages erholten und den Leib erquickten. Nach und nach minderte sich der Sturm. So beschlossen sie denn, auszugehen und sich die Stadt zu betrachten<sup>19)</sup>.

Im allgemeinen erinnerte die Bauart der Häuser häufig an Berlin. Auch hierkehrten die meisten ihre Giebel nach der Straße, und vor jedem Hause standen zu beiden Seiten der Thür zwei Bänke. Viele waren durch Bäume beschattet, die jetzt auch entlaubt waren aber vermuten ließen, daß sich an warmen Sommertagen unter ihnen behaglich ausruhen ließ. Die Stadt war in vier Viertel geteilt, wie ihnen ihr Herbergswirt gesagt hatte, das Klostersviertel, Stresowsche Viertel, Heide- und Mühlenviertel, zusammen mit etwa 170 Häusern und 50 Hinterhäusern. Aber außerhalb der Mauern lagen noch mehrere nicht unbedeutende Zubehörungen\*).

Die St. Nikolaiikirche war ein ansehnliches festes Gebäude mit einem mächtig hohen Turm. Sie hatte im Innern viele Altäre, bei welchen Priester durch Vermächtnisse und Geschenke unterhalten wurden, auch war sie schön verziert und besaß ein großes silbernes Kruzifix, ein

\*) Dilschmann in Fischbachs hist. pol. geogr. stat. und militär. Beiträgen die Königl. Preuß. Staaten betreffend Bd. III. Bd. II. S. 376.

großes silbernes Bild der heiligen Jungfrau, ein Bild der heiligen Anna von 19 Mark und 14 Loth und ein Bild des heiligen Nikolaus von 15 Mark und 10 Loth\*). Das Bild der heiligen Anna hielt ein Rauchfaß in den Händen. Auch eine aus Erz gegossene Taufe befand sich in dem Gotteshause\*\*). Auf dem Kirchhofe, nicht weit von der Kirche, befand sich das steinerne Schulgebäude und daneben stand das Convictorium der terminierenden Dominikanermönche, oder die schwarze Mönchszelle, die sich bis zur Mönchsgasse erstreckte\*\*\*). Es gehörte den Predigermönchen zu Köln an der Spree. Bekanntlich war der Dominikaner-Orden ein Bettelorden; das Kloster in Köln schickte daher Mönche umher, und damit sie außerhalb ihres Klosters beim Terminieren oder Betteln auf angemessene Weise ein Unterkommen fänden, waren in mehreren Städten solche Convictorien eingerichtet worden. Auch die grauen Franziskaner-Mönche von Berlin besaßen in Spandau ein Convictorium, die graue Mönchszelle genannt, welche in der Judenstraße stand, aber auch von der Klosterstraße her einen Eingang hatte†). Waren keine Mönche anwesend, so standen die Zellen leer. Eine Kalandsgesellschaft bestand in Spandau, wie in vielen Städten, welche ebenfalls eine besondere Kalandszelle besaß.

Unsere Quizows gingen zurück nach dem Markte und besahen sich das Rathhaus, das jedoch nichts Bemerkenswerthes darbot. Mehr Interesse für sie hatten die Juden, die sie hier in größerer Anzahl fanden, als sie bis dahin gesehen hatten. Sie besaßen hier in Spandau eigene Häuser, eine Synagoge, einen Schulklepper, einen Hof und vor der Stadt, zwischen ihr und dem Hochgerichte einen Begräbnisplatz, Judenkiefer genannt††). Daß der Schulklepper — weil zufällig gerade die Zeit da war — mit einem Hammer dreimal an die Thüren der Häuser schlug, in denen Judenfamilien wohnten, und sie dadurch zur Synagoge rief, kam unsern Quizows sehr seltsam vor und gab ihnen viel zu denken.

Als sie aus der Judenstraße wieder nach dem Markte einbogen, sahen sie den Abdecker in seinem weißen Hute mit roter Binde beschäftigt, den Markt zu reinigen, wofür er besonders bezahlt wurde†††). Sie schritten die Klosterstraße hinunter und zum Klosterthore hinaus. Links lag der Burgwall; sowie sie über die Brücke des Grabens und durch das Brückenhaus hinausstraten, breitete sich vor ihnen zu beiden Seiten des Weges eine ansehnliche Häusergruppe aus.

Links, nahe an der Havel, befand sich ein bedeutendes Nonnenkloster\*†). Die frommen Schwestern lebten nach der Regel des heiligen

\*) U. a. D. S. 331. 335. 339. — \*\*) U. a. D. S. 352. — \*\*\*) U. a. D. S. 365.

†) U. a. D. S. 366. — ††) U. a. D. S. 425. — †††) U. a. D. S. 373.

\*†) U. a. D. S. 356 f.

Benedikt. Es war im Jahre 1239 gestiftet und seine Kapläne waren zugleich Pfarrer der Stadtkirche, welche für den Dienst im Kloster auch von demselben beköstigt wurden. Dem früher nur armen Kloster gehörten zu dieser Zeit die Dörfer Lankwitz, Lüßen (jetzt ein Teil von Charlottenburg), Lübars, Tegel, Daldorf, Lichtenow, Seeburg, Gladow und Gathow außer einigen Hebungen und Einkünften in andern Ortschaften. Vor und neben dem Kloster, auf der sogenannten Klosterfreiheit, die einen ansehnlichen Umfang hatte, lag ein ihm gehöriges Vorwerk, eine Schäferei und ein Weinberg. Jetzt ist von allen diesen Gebäuden keine Spur mehr vorhanden.

Nah an der Stadt, diesseits des Klosters und nur durch einen Graben von ihm getrennt, lag ein Hospital und eine Kapelle zum heiligen Geist\*). Es kann auffallen, die heiligen Geistkapellen, Georgskapellen und St. Vertraudskapellen fast überall außerhalb der Stadtmauern zu finden, allein das hatte seine besonderen Gründe. Ursprünglich waren die Hospitäler zum heiligen Geist nichts anderes als Pilgerhäuser, nicht sowohl um Pilgrimage zu beherbergen, als vielmehr, um krank gewordene Pilger aufzunehmen, zu verpflegen und zu heilen. War es schon ein Gott gefälliges Werk und eine der wichtigsten religiösen Handlungen, eine Pilgerfahrt vorzunehmen oder auch nur zu befördern, so stand es gewiß noch höher, für diejenigen ausreichend zu sorgen, welche auf ihrer beschwerlichen Fahrt erkrankten, und da die Pilger vor allem die religiösen Übungen nicht unterlassen durften, so baute man eine Kapelle neben dem Hospital und stellte dabei einen Geistlichen an. Am zweckmäßigsten lagen diese Häuser vor der Stadt, damit ansteckende Krankheiten sich nicht weiter verbreiteten. Das Muster für alle diese Anstalten war das vortrefflich eingerichtete Archiospedale di St. Spirito in Sassia zu Rom. Dieser Bestimmung gemäß nannte auch Markgraf Hermann in seiner Schenkung im Jahre 1300 das Spandauer Hospital das Pilgrimhaus zum heiligen Geist\*\*). Ein 1282 verstorbener Priester hatte dem Hospital jährlich zwei Wispel Roggen und zwei Wispel Malz vermacht, wobei er verordnet hatte, daß in der Kapelle jeden Sonntag und Montag seiner und seines Vaters Seele zum Besten eine Seelenmesse gelesen werden mußte. Dies Hospital war Dietrich noch in einer anderen Beziehung interessant. Es gehörte ihm nämlich die Fähre bei Heiligensee, welche dort über die Havel ging und mittels welcher er sich im Jahre 1402 vor den Märkern geflüchtet hatte. Eben zu jener Zeit und schon ein Jahr vorher stand Henning von Bredow wegen dieser Fähre mit dem Hospitale in Streit, der im Jahre 1403 zum Nachteil Hennings entschieden worden war, indem der Berlinische Hof-

\*) U. a. D. S. 362. — \*\*) U. a. D. S. 363.

richter Fritz von Bardeleben den Ausspruch des Markgrafen Sobst bestätigte, wonach die Fähre und Überfahrt oberst und unterst von Heiligensee, auch (Fähr-) Haus und Hof nebst dem Graben und langen Wehre in der Havel, alles dem heiligen Geisthospitale erb- und eigentümlich zugehörte\*).

Neben diesem Hospitale stand ein zweites mit einer Kapelle, nämlich zu St. Georgen. Ursprünglich waren alle Georgen-Hospitäler, welchen Namen sie erst später erhielten, Häuser für Aussäzige. Die furchtbare und ansteckende Krankheit des Aussatzes war durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen. Heilmittel kannte man nicht, man befolgte also die Vorschrift des alten Testaments 3. B. Mos., Kap. 13, V. 46 und sonderte die Aussäzigen von den Gesunden ab, damit letztere gar nicht mit ihnen in Berührung kämen. Darum baute man in allen Städten vor den Thoren ein Haus für Aussäzige (Domus leprosororum), in welchem diese gemeinschaftlich lebten und eingeschlossen wurden. Man hielt die Krankheit für unheilbar, betrachtete sie als eine besondere Strafe Gottes und die Aussäzigen als von Gott verstoßen. Es durfte kein Aussäziger in die Stadt oder in eine Kirche kommen, auch wurden sie nicht auf dem Kirchhofe begraben. Da sie indessen unter sich in einer zahlreichen Gemeinschaft lebten, so trugen sie häufig darauf an, sich einen Geistlichen wählen zu können, und dies wurde ihnen endlich auf dem dritten Lateranensischen Concil zugestanden. Nun wurden auch Kapellen neben diesen Häusern erbaut, die in der Regel mit einer hohen Mauer umgeben waren. Mit den Kreuzzügen hörte auch die Krankheit auf und um die Zeit, wo unsere Quikows lebten, war die Krankheit schon selten geworden. Man verwandelte die Häuser daher zum Teil in Pesthäuser, zum Teil in Hospitäler zu St. Georgen mit der Bestimmung, franke Reisende und Heimatlose aufzunehmen, zu versorgen und zu heilen, denn St. Georg war der Schutzpatron der Reisenden; auch wurden Fremde, wenn sie an einem Orte verstarben, auf den Kirchhöfen dieser Hospitäler begraben\*\*). Beide Arten von Hospitälern gehörten demnach zu den wesentlichsten Bedürfnissen der Zeit. Uns sind diese Bedürfnisse fremd geworden, denn Pilger haben wir jetzt nicht mehr, und unsere Krankenhäuser sind nicht dasselbe. Aber man wird sich das häufige Vorhandensein dieser Gebäude und wohlthätigen Stiftungen in so vielen Städten der Mark und ihre Lage vor der Stadt oder doch in der Nähe der Thore nach dieser Auseinandersetzung erklären können.

Dieser Häusergruppe gegenüber, auf der andern Seite der Havel,

\*) N. a. D. S. 364.

\*\*) Möhsen, Gesch. der Wissensch. in der M. Brandenburg S. 279 f.

lag eine Vorstadt von Spandau, der Stresow genannt, mit etwa dreißig Wohnhäusern\*). Er hatte keine besondere Kirche, wohl aber ein Hospital und Kapelle, welche der heiligen Jungfrau, der heiligen Gertraud und der heiligen Barbara gewidmet war\*\*). Alle St. Gertrauds-Hospitäler waren Armenhäuser, denn St. Gertraud war die Patronin der Armen, und hatten diejenige Bestimmung, welche wir noch jetzt den Hospitälern geben, während die der vorher genannten eine andere war. Es ergibt sich daraus, daß der Begriff eines Hospitals im Mittelalter weit umfassender war, als der gegenwärtige.

Es war dunkel geworden, und unsere Quißows verließen die Gegend der Klosterfreiheit und begnügten sich mit dem Anblick des Stresow von jenseit des Wassers. Noch immer tobte der Sturm und flirrte mit den Wetterfahnen auf den Türmen und Dächern des Klosters, der Hospitäler und der dazu gehörigen drei Kirchen. Die tiefste Stille herrschte im Nonnenkloster, es schien, als ob seine Bewohnerinnen lebendig begraben seien. Durch das Klosterthor, das jetzige Potsdamerthor, gingen die Quißows nach ihrer Herberge zurück.

Sie fanden in der Herberge viel Lärm und Getöse. Ihr Herbergswirt war ein Schlächter, oder wie sie damals hießen, Fleischhauer. Drei Berliner Fleischhauer waren bei ihm angekommen und sprachen sehr laut, denn der Gegenstand des Streites war damals von großer Wichtigkeit. Ein Knabe aus Spandau war nämlich bei dem einen von ihnen in die Lehre getreten und beim Gewerk eingeschrieben worden. Er hatte schon ein Jahr gelernt, da hatte ihn zufällig ein Spandauer in Berlin gesehen und gegen seinen Meister behauptet, der junge Mensch sei vom Kiez bei Spandau gebürtig, demnach von wendischer Abkunft, folglich von unehrllicher Geburt; er könne sonach nicht Fleischhauer werden, ja er entehre durch den gespielten Betrug die ganze Zunft. Dem Meister lag seine Handwerksehre viel zu sehr am Herzen, als daß er sich darüber nicht entsetzlich geboht hätte. Er prügelte seinen Lehrjungen unbarmherzig durch und fragte dann, nachdem er ihn hinlänglich mürbe gemacht zu haben glaubte, ob die Aussage des Spandauers wahr sei. Der Junge leugnete und gab an, von ehrlichen Eltern geboren zu sein. Allein damit war die Sache nicht abgemacht. Der Meister nahm noch zwei Mitmeister und lief mit ihnen und dem Jungen nach Spandau, um die Sache in Ordnung zu bringen. Eben waren sie angekommen und bei ihrem Handwerksgenossen eingekehrt, dem sie weitläufig die Sache vortrugen.

Meister Tiege versicherte, daß der Junge nicht gelogen habe. Er

\*) Dilschmann a. a. D. S. 376. — \*\*) U. a. D. S. 365.

kenne ihn ziemlich genau. Die Eltern, jetzt tot, hätten zwar in der Nähe des Riezes gewohnt, seien aber keine Wenden, sondern gute Christen und ehrliche Leute gewesen, wie ihm nicht anders bekannt wäre. Doch könne er sich irren und es würde gut sein, wenn man noch andere darüber fragte.

Sa, sagten die Berliner Meister, darum sind wir eben herübergekommen; aber wen fragt man, wer weiß es, welche Leute die Eltern des Jungen gekannt haben?

Johann von Quizow mischte sich hinein und sagte: Der Junge wird doch Leute nennen können, die Bekannte seiner Eltern waren, fragt ihn doch.

Meister. I, der kann uns viel vorlügen, der wird uns keine nennen, die die Wahrheit sagen.

Johann. Es kommt darauf an, wen er nennt, ihr habt ja das Aussuchen und könnt darunter angeessene und bekannte Leute wählen.

Meister. Ja, das ist wahr, das geht doch. Junge, sag' einmal Leute her, die deine Eltern kannten.

Der Junge nannte eine Reihe von Namen und aus diesen wurden mit Hilfe des Meisters Tieze drei ausgesucht, welche dieser bitten ließ, sogleich zu ihm zu kommen, denn die drei Berliner wollten morgen früh wieder fort.

Sie kamen nach einer Weile und bestätigten nach vielen Erörterungen die Aussage des Jungen. Er war kein Wende und den Berliner Meistern fiel ein Stein vom Herzen. Meister Tieze übernahm es, mit den drei Zeugen morgen auf das Rathhaus zu gehen und vom Räte die Urkunde des Anerkenntnisses der ehrlichen Geburt des Knaben ausfertigen zu lassen, wozu nur das Zeugnis der drei Zeugen nötig war. Dann wollte er sie nach Berlin hinübersenden. Jetzt bewirteten die Meister ihre Zeugen und waren bis abends spät fröhlich und guter Dinge\*).

Am nächsten Morgen, den 24. Januar, ritten die Quizows die breite Straße hinunter nach dem Damm vor dem Schlosse. Links vor dem Berliner Thor, nahe an der Stadt innerhalb der jetzigen Citadelle, lag das Schloß, zu welchem ein Damm von der Stadt aus führte, vor welchem ein Burgfrieden lag, gewöhnlich die Vorburg genannt\*\*). Neben dem Schloß erhob sich ein runder, fester, noch jetzt stehender Turm, welcher vielleicht nach seinem Erbauer der Julüsturm hieß<sup>20</sup>). Unstreitig war er ein sehr alter Bau und wahrscheinlich bei der ersten Anlage der Burg in den Kriegen mit den Wenden, vielleicht schon im

\*) Nach einem ähnlichen Fall bei Dilschmann a. a. D. S. 374 erzählt.

\*\*\*) A. a. D. S. 377. Urkunde S. 462. No. XVII.

Jahre 928 von Kaiser Heinrich I. errichtet worden. Er diente als Gefängnisturm und darum hieß in dieser Gegend: einen mit dem Julius bestrafen, nichts anderes, als ihn gefangen setzen. So weiß man z. B., daß die Stadt im Jahre 1400 mehrere Gefangene darin hatte, für deren Speisung bei der Herauslassung aus dem Turm 9 Groschen aus der Kämmererei bezahlt wurden\*).

\*) Dilschmann a. a. D. S. 377.